

Kein Zuhause

Warum meine Grosseltern ihr Altersheim
nach ein paar Wochen wieder verlassen haben.

M

MAN SIEHT DEM BODEN AN, dass er leicht zu reinigen ist. Er ist beigefarben und mit einer dunklen Maserung versehen, die Flecken diskret verschwinden lässt. Vermutlich Kunststoff. Vielleicht Linoleum. Ich schaue aus Anstand nicht genauer hin, schliesslich bin ich hier nur zu Besuch.

Meine Grosseltern sind vor kurzem ins Altersheim gezogen. Mitten in der Stadt Bern, in einem Quartier, in dem der Cappuccino mit Latte Art zubereitet wird und der Cookie aus Matcha ist. Meine Grosseltern wissen nicht, warum das «Güetzi», wie sie es nennen, grün ist und weshalb ein Kaffee aussehen soll wie ein Kunstwerk. In ihrem Dorf im Jura, wo sie beinahe ihr ganzes Leben verbracht haben, gibt es das nicht.

Mein 93-jähriger Grossvater lebt zum ersten Mal in der Stadt. Noch scheint er das nicht ganz zu realisieren. Etwas verloren sitzt

er da, im spartanisch eingerichteten Altersheimwohnzimmer, das mehr Eingangsbereich ist. Das Licht brennt grell und beschönigt im Gegensatz zum Bodenbelag nichts. Das Mobiliar ist in die Jahre gekommen, aber es ist robust, was ganz praktisch ist.

So wie hier in Bern sieht es in vielen Altersheimen der Schweiz aus. Auf das Nötigste reduziert. Natürlich, es gibt auch andere solcher Orte, die es in die Hochglanzprospekte schaffen: mit Parkettboden, Designerleuchten und Lounges. Diese «Residenzen» aber, meist mit Seeblick, sind die Ausnahme. Und vor allem sind sie teuer. Die grosse Mehrheit wohnt nicht im Penthouse mit Concierge, sondern im funktionalen Standardzimmer wie meine Grosseltern: keine 20 Quadratmeter gross, mit zwei schmalen Pflegebetten an je einer Wand und einem kleinen Tisch mit zwei Stühlen. Meine Grossmutter, 88, besteht darauf, hier nur Feriengast zu sein und keine Bewohnerin. Sie hat Kleider für zwei Wochen dabei. Der Koffer steht mitten im Zimmer. Jederzeit abreisebereit.

Es ist ein Umzug auf Probe. Das war nicht die Idee meiner Grosseltern, sondern die ihrer Kinder, die gehofft hatten, dass sie im Altersheim ein neues Zuhause finden.

2024 wohnten laut Bundesamt für Statistik 163 398 Menschen in der Schweiz in Alters- und Pflegeheimen. Die Auslastung liegt bei 97 Prozent. Die Gesellschaft altert, und mit ihr wächst der Bedarf an diesen Einrichtungen. Die Frage, wie diese Orte aussehen, betrifft also nicht einige wenige, sondern uns alle. Vielleicht heute erst als Besucherin. Aber übermorgen schon als Bewohner.

Klar ist: Wer die Gestaltung von Pflegeheimen kritisiert, kritisiert ein System, das unter enormem Druck steht. Die Budgets sind knapp, es herrscht Pflegenotstand. Bei fehlendem Personal müssen die Abläufe umso mehr sitzen. Pflegeleistungen dürfen nicht durch hübsche, aber unpraktische Raumideen erschwert werden. Für gestalterische Experimente bleibt weder Zeit noch Geld.

So entstammt die Lieblosigkeit, mit der viele der Altersheime eingerichtet sind, nicht einer Gleichgültigkeit. Die Prioritäten werden angesichts begrenzter Mittel anders gesetzt. In erster Linie geht es um Sicherheit, Hygiene, Effizienz. Was dabei verloren geht, ist das, was einen Ort zu einem Zuhause macht.

«Mich beschleicht in Altersheimen oft das Gefühl, dass sie nicht zum Ankommen gemacht sind», sagt der Berliner Architekt Fabian Freytag. Das Thema beschäftigt ihn, seit sein Vater mit nur 57 Jahren gesundheitsbedingt ins Pflegeheim umziehen musste. Die Umgebung habe ihn befremdet, weil sie ihn zu sehr an ein Spital erinnert habe: «Es wird nicht davon ausgegangen, dass jemand da wohnt», sagt Freytag, «sondern nur, dass da jemand ist.» Denn wer wohnt, braucht Atmosphäre. Wer nur untergebracht ist, braucht ein Bett und mehr nicht.

Heute plant Freytag selber Altersheime und orientiert sich an der Gestaltung von Hotels: «Auch das sind Räume mit maximaler Anforderung an Brandschutz, Abriebfestigkeit von Stoffen oder Reinigung». Für Freytag schliessen sich das Schöne und das Praktische nicht aus. Am wichtigsten seien die Nischen. Rückzugsorte mit Sitzgruppen, Ecken für ein Brettspiel oder ein Gespräch zu zweit. «Gemeinschaft entsteht kleinteilig», sagt der Innenarchitekt. Was man stattdessen häufig sieht, sind Räume mit den 30 immer gleichen Stühlen. Die Wahlfreiheit hat für Freytag auch etwas mit Würde zu tun: «Ich muss entscheiden können, ob ich mich in die hinterste Ecke setzen will oder mitten ins Geschehen.» Und dann das Licht, es fällt Freytag immer als Erstes auf: «6000 Kelvin, in jedem Raum! So wohnt kein Mensch.»

Was Freytag anspricht, ist anderswo längst angekommen. Studien zeigen, dass Licht, Materialität und Raumgestaltung messbaren Einfluss auf Stresslevel und Wohlbefinden haben. Vorausgesetzt, Gestaltung wird nicht nur als Dekoration verstanden. Beim Bau von Krankenhäusern, aber auch bei Wellnesshotels spricht man von «healing architecture».

Der Umzug in ein Altersheim hat viel mit Loslassen zu tun. Das eigene Zuhause, einerseits. Und andererseits die Selbständigkeit. Meine Grossmutter war es gewohnt, trotz gesundheitlichen Beschwerden selbst im Dorfladen einzukaufen und mittags wie abends für sich und meinen Grossvater zu kochen. Nun wird ihr das fertige Essen serviert, das nicht mehr schmeckt, wie sie es kennt. Aber das kann sie verschmerzen. Allerdings missfällt ihr, dass da plötzlich andere mit am Tisch sitzen. Fremde, mit denen sie ihrer Meinung nach nichts gemeinsam hat.

Da die Umgebung für Neuankommliche wie meine Grosseltern ungewohnt ist, spielt die Signaletik in Altersheimen eine wichtige Rolle. Darauf konzentriert sich Rachel Imboden mit ihrer Agentur Komform. Sie sagt, zuerst müssten wir verstehen,

was im Alter mit der Wahrnehmung passiere. Dafür hat ihr Team eine Altersbrille entwickelt. Wer sie aufsetzt, stellt fest, dass die Farben viel trüber und bräunlicher wirken. Die Augenlinse vergilbt und Kontraste werden schwächer wahrgenommen. Ein glänzender Boden erscheint plötzlich wie eine Pfütze, ein starker Farbwechsel zwischen Korridor und Zimmer wie eine Stufe oder ein Loch. Schriften, die für jüngere Personen lesbar sind, verschwimmen. Solche Hürden verunsichern.

Für Imboden hat Wohlbefinden weniger mit schöner Gestaltung als mit Orientierung zu tun: «Ob sich jemand sicher fühlt in seiner Umgebung, entscheidet darüber, ob er oder sie das eigene Zimmer überhaupt noch verlässt.» Deshalb erhält jedes Stockwerk mehr als nur eine Zahl. Es hat eine eigene Farbe, vielleicht ein Bild oder ein bestimmtes Möbelstück. «Manche können sich Zahlen nicht mehr merken, andere sehen keine Farben mehr», sagt Imboden. Aber meist bleibt etwas davon.

«DIE ALTEN» GIBT ES NICHT

Vielleicht ist bezeichnend, wie wenig Raum wir diesen Verschiebungen im Alltag geben. Altern wird in unserer Gesellschaft selten als natürlicher Prozess betrachtet. Eher als Last, die es zu vermeiden gilt. Kaum ein Umzug fällt so schwer wie dieser. Kaum jemand zieht freiwillig in ein Altersheim. Auch meine Grosseltern nicht. Dabei hätte ich mir gewünscht, sie hätten es von sich aus vorgeschlagen. Weil ihr Alltag für sie zu anstrengend wurde und weil sie oft einsam sind.

Ist es denn so abwegig, dass man sich auf die Zeit im Altersheim freut? Sollte das nicht der Anspruch sein?

Mit genau dieser Frage beschäftigt sich Bitten Stetter, die Designerin und Gründerin von Finally. Als Professorin an der Zürcher Hochschule der Künste forscht sie zu Sterben und Design im Zeitalter des demografischen Wandels. Mit den Babyboomern ziehe eine Generation ins Altersheim, die höhere Ansprüche an ein Zuhause stelle als ihre Vorgänger, die Nachkriegsgeneration.

«Wir sprechen von <den Alten>, als wären sie eine homogene Gruppe», sagt Stetter. Dabei ist unsere Gesellschaft längst in Mikro-Bubbles unterteilt, mit unterschiedlichen Lebensstilen, politischen Haltungen und kulturellen Identitäten. Die Sorge, dass man im Altersheim mit Leuten zusammenkomme, die andere Werte haben als man selbst und mit denen man vorher nie etwas zu tun gehabt hätte, sei berechtigt. Stetter sieht die Zukunft in spezialisierten Altersheimen, angepasst an eine bestimmte Zielgruppe.

In Italien gibt es bereits ein Altersheim für Opernsängerinnen. In der Schweiz entstehen erste Häuser für queere Menschen. Es sind Konzepte, die eher an Wohngemeinschaften erinnern als an anonyme Institutionen. Und sie animieren dazu, dass die Bewohnenden mithelfen im Alltag: in der Küche, im Garten oder bei Gruppenaktivitäten wie dem gemeinsamen Musizieren.

Nach 21 Tagen haben meine Grosseltern ihre Koffer gepackt, sich ein Taxi bestellt, haben dem Altersheim den Rücken gekehrt und sind in ihr Dorf gefahren. Zurück in ihre Wohnung, wo alles noch war, wie sie es zurückgelassen hatten. Dass es ihnen im Altersheim nicht gefiel, lag nicht an den Menschen und erst recht nicht an deren Fürsorge. Sie fühlten sich sicher, aber nie zu Hause. ■

LEA HAGMANN bewundert ihre Grosseltern für deren Mut und Eigensinn. Trotzdem wäre es ihr lieber gewesen, sie hätten im Altersheim ein neues Zuhause gefunden.